

POST-NEO-CONTEMPORARY-ISM

Nimmt uns Jaroslav Toussaint bereits mit dem Titel seiner Ausstellung auf seinen bärenstarken Arm? Damit wir uns dort sicher wähen vor den Untiefen der nicht enden wollenden Diskussion über die Moderne, die Postmoderne, die klassische Moderne und die Neue Moderne? Oder meint er das als ein Ausweichmanöver, eine Verballhornung der Ismen, wie sie seit Anfang des 20. Jahrhunderts wie eine Karawane durch die Wüste der Kunstkritik ziehen? Begriffe als olle Kamellen?

Nachdem er uns schon dort hat, wo er uns haben wollte, bearbeitet uns der Künstler systematisch weiter: eine scheinbar etwas gekünstelte Typographie verkündet: LEERE IST FORM. Beim genaueren Hinschauen entpuppen sich die Buchstaben jedoch als Stanzformen für Kartonagen, in deren Fall wortwörtlich eben die Leere die Form bedeutet. Die Leere der Stanzform ist die Form, es fehlt die Materie, also der rohe Karton, in den diese Leere gestanzt wird, um eine materialisierte Form zu bilden. Also: ein Schnellkurs der Metaphysik nach Aristoteles. In drei Worten. Darin noch ein Rätsel enthalten: sind jene aus Stanzformen bestehende Buchstaben die Form oder die Materie des Ausspruchs?

Im nächsten Bild fragt der Grafiker: „Wer weiß, wofür das gut ist?“ und bildet zwei geometrisch, schwarz und weiß bemalte, maskierte, nackte Männergestalten in Spitzhüten ab. Der zuerst als rhetorische Frage klingende Satz ist ebenfalls ein Programm und eine Brücke: es lässt sich vermuten, dass die nackten bemalten Menschen von den Kulturanthropologen vom Schlage Radcliffe-Browns oder Malinowskis, den großen Funktionalisten, bei ihrem Alltag und beim Feiern beobachtet wurden und eben diese Frage, die den ganzen Wissenschaftszweig begründet hatte, wurde angesichts dieser für unsere Begriffe vollkommen sinnloser Bemalung und Maskierung gestellt. Sehr wohl können die Männer aber auch Hugo Balls Anhänger sein und als Neodadaisten ihr Unwesen treiben, eben um zu zeigen, dass es Sachen gibt, die deswegen gut sind, dass sie nicht für etwas gut sein müssen. Es ist für die Aussage dieses Siebdrucks unerheblich, welcher Fall zutrifft. Der Sinn des Druckes ist die Frage, weil sie eine Verbindung zwischen dem Funktionalismus als Methode der Kulturanthropologie und dem Funktionalismus in der Kunst, vornehmlich in der angewandten Kunst, in der Architektur, im Design, in der Grafik stellt. Und der Autor gibt uns sogleich auch eine Antwort. Im nächsten Werk.

Es nennt sich: „nutzlose Gebrauchsgrafik“, was selbstverständlich ein *contradictio in adiecto* darstellt. [Heute kommt aus Amerika eine Nachricht, die auch das relativiert: man hat entdeckt, dass unnötige wiederholte Computertomografien angefertigt wurden. Diese Gebrauchsgrafiken waren Nutzlos für Patienten. Für Klinikern von großem Nutzen.]

Denken wir aber nach: der Text, wie bei Magrittes „ceci n'est pas une pipe“ ist hier ebenso wahr wie gleichzeitig falsch. Präziserweise: das Verhältnis ist hier umgekehrt, als bei Magritte. Der Titel ist hier ebenso falsch wie gleichzeitig wahr.

Bei Magritte haben wir eine gemalte Pfeife, die unterschrieben ist: „das ist keine Pfeife“. Surrealistisch. Witzig. Wir sehen doch, dass das eine Pfeife ist! Ha, ha! Und doch: es ist ja keine echte Pfeife, es ist nur ein Bild, ein Abbild, zwar ein Abbild einer Pfeife, doch noch lange keine Pfeife, die man rauchen könnte! Also: wahr und falsch.

Bei Toussaint: wir haben eine Grafik, sie hat einen bestimmten nutzen, sie trägt nämlich eine typografisch gestaltete Aufschrift. Bei der Grafik handelt es sich vereinfacht gesagt um eine ein großes Quadrat bildende, kombinatorische Anordnung von 25 Quadraten, von welchen wiederum jedes aus sechzehn Quadraten gebildet ist, es handelt sich dabei um weiße und grüne/blau Quadraten, die in Varianten kombiniert werden. Und um die Aufschrift, „nutzlose Gebrauchsgrafik“ darauf, selbst. Die Grafik ist also keineswegs nutzlos, der Nutzen besteht in der Darstellung der Aufschrift. Also: falsch und wahr, weil der Inhalt, also die message der Nutzlosigkeit, hier effektiv transportiert wird.

Der gute Jaroslav lässt aber nicht los: das folgende Blatt aus der Serie der Siebdrucke heißt nämlich: „this is neither a message nor a massage“, man würde meinen, eine vernichtende Kritik Marshall McLuhans: und doch, die „Apparate“, wie sich eine Serie von Grafiken nennt, sind alles andere als eine Medienkritik, vielmehr medialisiert angewandte Kombinatorik.

Auch in seinem Kalender 1/1 – 2/1 wendet er das Prinzip der Permutationen an, umgesetzt in Flächenteilung. Und besagt in einem weiteren

Druck: „concrete equals abstract“, was man witzigerweise auch als eine Aufforderung zum Ausgleich durch Betonieren verstehen könnte, was heutzutage hier und da durchaus geschieht, hier jedoch eher als eine programmatische Sentenz zu verstehen ist, eine programmatische Aussage eines späten [post-neo?] Verfechters der klassischen Idee von Schönheit als Ergebnis und Ausdruck der Gleichungen, die die abstrakte Welt der Mathematik mit der konkreten Welt des Materiellen verbinden und die letztere ordnen. Eine solche Gleichung, ein Derivat der Fibonacci Reihe, zitiert er an anderer Stelle: $(\sqrt{5}-1) : 2 \times s = \text{beauty}$. Und wieder werden wir auf den Arm genommen, die Formel ähnelt zwar den Berechnungen des Sohnes von Bonacci, ist jedoch nicht ganz genau die selbe; die Schönheit, selbst im Schnitt, mag er auch golden sein, ist leider nicht so einfach.

Fibonacci Reihe inspirierte nicht nur Kaninchenzüchter und Börsenspekulanten: zahlreiche Künstler, darunter auch den Vater des Sohnes von Rudolf Valenta und den Geist der Beiden. In der hiesigen Ausstellung sehen wir Fibonacci Plissé, Fibonacci Variationen, neben marmorierten (moirés) Rastern. Hier praktiziert Toussaint, was er predigt und es wird gut. Wird es gut, weil es der Theorie entspricht oder wird es gut und entspricht darüber hinaus der Theorie? Das ist hier die Frage, „wer weiß, wozu sie gut ist?“

In der Kunst ist eine richtige Strategie alles. Jaroslav Toussaint sichert sich ab. Einerseits ist der Grafiker selbstredend vollkommen familiär im Umgang mit der allerneuesten Computertechnik.

Andererseits rüstet er sich für den Ernstfall, der in ein paar Jahren durchaus eintreten kann – sei es durch den Atomausstieg, sei es durch den Cyberkrieg. Er vorbereitet sich fleißig, indem er die Technologie zu beherrschen lernt, Faustkeile herzustellen. Das ist weitsichtig und lobenswert.

Vorerst bereiten seine Grafiken uns ganz gut vor auf den Kampf ums Überleben: um Jaroslavs Werke wahrzunehmen, lohnt es sich, zu denken. Es ist zwar nicht zwingend notwendig, weil sie auch als reine Funktion respektive pures Dekor ihren Zweck erfüllen, wenn man jedoch die Hintergründe, die Denkarbeit des jungen Künstlers nachvollzieht, erweisen sie sich als wahre Schätze und helfen dabei, fit im Kopf zu bleiben.

Und so sieht er sich selbst auch, er übernimmt die These von Jan Tschihold aus dessen „Neuen Typographie“: „klares Denken und eine frische sowie konzentrierte Widmung einer Aufgabe werde ihn zu einer guten Lösung führen“. „Meistens“ wirft er einschränkend ein. Wohl auch ohne technische Hilfen von Hochtechnologie.

Ärzte raten davon ab, Navigationsgeräte zu benutzen, um das Raumberechnung nicht zu verlieren. Die Telefonnummern auswendig zu lernen, was ebenfalls eine gute Übung war, ist von vorgestern. Wir brauchen auch nicht mehr Fakten zu lernen, Wiki tut für uns die ganze Arbeit. Jaroslav will sich nicht gänzlich darauf verlassen, ein Faustkeil ist ja eine sichere Sache, kann im Notfall nicht schaden.

Bei Arbeiten von Toussaint ist es noch wie in den guten alten Zeiten – nicht etwa wegen einer „auf alt“ patinierten Stilistik: seine Entwürfe sind zeitlos obzwar sie sich auf Kubismus, Funktionalismus, Konkretismus, Konstruktivismus beziehen. Es ist wie damals, weil man mitdenken muss und das hält fit, auch im hohen Alter.

Fibonacci, McLuhan, Magritte, Kola, Vasarely, Moholy-Nagy, Stepanova – es geht hier nicht um ein namedropping, sondern darum, dass ein Künstler des 21. Jahrhunderts sich ganz bewusst, kreativ, mit Ehrfurcht aber auch mit Witz und Subversion auf viele seine Vorgänger und Überwäter bezieht. Das tut er aber auf eine so intelligente Weise, dass, wenn der Betrachter diese Verwandtschaften nicht kennt, die Wahrnehmung keineswegs gestört wird, es fehlt bloß eine Zusatzdimension, ein Mehrwert zum bereits an sich wertvollen Oeuvre.

Postscriptum: diese Laudatio erfolgt per Skype. Aus Sicherheitsgründen. Zwar ist die Wahrscheinlichkeit nicht hoch, doch besteht ein Restrisiko, dass die Laudatio dem Künstler gefallen könnte. Der könnte dann aus Freude den Laudator zu seinem „Darling“ erklären und denselben zum Beispiel durch das Fenster rauswerfen: im Lande seiner Vorfahren eine früher durchaus verbreitete Art, der Sympathie kund zu tun.

Ich bleibe lieber drinnen...draußen.

Um das letzte Mal den Künstler zu zitieren:
„Please, don't kill your darlings!“

Oder gesellschaftsfähiger:
Bärenkraft – nein Danke!

Dr. Piotr Olszówka.
Berlin, den 18.06.2011